

Medienwissenschaft, Medientheorie oder Medienphilosophie?

Claus Pias, Wien

Einleitung

Die universitär institutionalisierte Beschäftigung mit Medien ist jung, auch wenn es manchen ihrer Wegbereiter inzwischen anders erscheinen mag. Selbst wenn man sie an anderen jungen akademischen Disziplinen wie etwa der Kunstgeschichte oder der Kulturwissenschaft mißt, hat sie kaum die Entbindungsstation verlassen. Dafür kommt sie gleich im Plural vor: »Die Medienwissenschaften«, deren Ähnlichkeit oft geringer ist, als der Familienname vermuten läßt, haben in den letzten fünfzehn Jahren eine unvergleichliche Konjunktur erlebt – einen wahren Gründungsboom, der umso erstaunlicher ist, weil doch zugleich der finanzielle Spielraum der Universitäten immer enger zu werden schien. Daß sich deshalb immer mehr Wissenschaftler und Institutionen – nicht zuletzt unter dem Druck drittmittelfähigen Forschungsdesigns – entschließen, auf die Attraktivität des Schlagwortes »Medien« zu setzen, ist allemal verständlich, und die Folgen sind klar erkennbar. Mittlerweile ist »Medienwissenschaft« (trotz verschiedenster Ausprägung nun im Singular) an etwa 45 deutschen Universitäten verankert. Diese Zahl muß jedoch noch mit der der neuen Studiengänge multipliziert werden, die sich durch die flächendeckende Einführung von BA- und MA-Abschlüssen drastisch vermehrt hat. Allein in Nordrhein-Westfalen, einem einzigen Bundesland also, werden derzeit über 50 verschiedene Medien-Abschlüsse angeboten.¹ Hinzu kommen noch etliche Sonderforschungsbereiche und Graduiertenkollegs. Pessimistische Beobachter mögen darin schon eine Bedürfnisdeckungsfrage ohne Bedürfnisse ausmachen.

Der deutsche Wissenschaftsrat jedenfalls hat unlängst eine Expertenkommission zur Zukunft der Medienwissenschaften gebildet und in seinen Empfehlungen vom 25. Mai 2007 einige Konsequenzen gezogen. [WR 2007] Die Reaktionen innerhalb der Community darauf reichten von leicht resigniertem Seufzen bis hin zu offenem Widerspruch [GfM 2007]. Verkürzt und zugespitzt lauten die wichtigsten Ratschläge: 1. möge man damit aufhören, alle möglichen Institute und Lehrstühle in »Medien-« umzubenennen und

stattdessen lieber die Medien-Frage aus den jeweiligen Herkunftsdisziplinen heraus stellen; 2. möge man mit der Erfindung immer weiterer, hochspezialisierter Bindestrich-BA-Abschlüsse in »Medien-« aufhören und behalte die Medien-Frage insgesamt der MA-Phase oder Graduate-Schools vor; 3. sei eine stärkere Fokussierung auf erkenntnistheoretische Fragestellungen wünschenswert, und zwar insbesondere, wenn sie in Forschungs Kooperation mit Medientechnik und Informatik geschieht. Darüber hinaus führt der Wissenschaftsrat die neue Bezeichnung »Medialitätsforschung« ein, die zwar sprachlich nur begrenzt gelungen ist und sich wahrscheinlich nicht durchsetzen wird, hinter der aber einleuchtende Überlegungen stecken.²

Die folgenden Ausführungen maßen sich keine Rechtfertigung der Empfehlungen des Wissenschaftsrats an, gleichwohl sie in einigen Punkten zu ähnlichen Schlüssen führen. Ebensowenig beanspruchen sie, einen Überblick über das kaum mehr überschaubare Terrain medienwissenschaftlicher Forschung und ihrer verschiedenen Ansätze oder »Schulen« zu geben. Stattdessen stellen sie einen idiosynkratischen, von der eigenen akademischen Biographie und von Erfahrungen bei medienwissenschaftlichen Gründungen geprägten Bestimmungsversuch dar, was die Frage nach Medien bedeutet, in welchen Kontexten sie gestellt werden kann und aus welchen historischen Gründen dem so ist. Dies verspricht zumindest eine gewisse Konturierung von Begriffen wie Medientheorie, Medienwissenschaft und Medienphilosophie.

1. Es gibt keine Medien

Die Frage nach den Medienwissenschaften ist nicht nur eine wissenschaftsstrategische, sondern zunächst einmal eine wissenssystematische: Was ist der Gegenstand der Medienwissenschaften? Anders als beispielsweise die Germanistik, die bei ihrer Entstehung noch selbstgewiß den Gegenstand »deutsche Nationalliteratur« angeben konnte, hat es die Medienwissenschaft mit einem hochgradig inhomogenen Objektbereich zu tun. Und dies liegt sehr wahrscheinlich nicht daran, daß sie den Betriebszustand einer »Normalwissenschaft« noch nicht erreicht hat, sondern macht ihre konstitutive Besonderheit aus. Auf absehbare Zeit wird darum ein konsensueller Medienbegriff nicht herstellbar sein. Licht, Wasser und Luft, Menschen und Tiere, Elektrizität und Massenmedien, Tische, Türen und Fenster, Auto, Flugzeug oder Eisenbahn, graphische Notationssysteme und Zentralperspektive, Fernrohr, Grammophon und Meßgeräte, Schrift und Stimme – all dies und noch viel mehr ragt in den Objektbereich der Medienwissenschaften hinein

und wird zum Gegenstand ihrer Forschung, ohne deshalb eine elementare Definition dessen verschaffen zu können, was ein Medium ist.

Einiges spricht dafür, daß jene Klärungsversuche, die mittlerweile unter der Frage »Was ist ein Medium?« eine gewisse Orientierungs- und Exklusionsleistung versprechen [Münker 2003], zum Scheitern verurteilt sind, weil sie allzu oft eine ontologische Dignität voraussetzen, anstatt Medien als heterogenes, variables und historisch instabiles Dazwischen hinzunehmen. Dies leuchtet zwar ein, weil üblicherweise (und schon aus forschungspolitischen Gründen) von einer Wissenschaft erwartet wird, daß sie ihren Gegenstand benennen kann; doch im Fall der Medienwissenschaften gründet sich ihre Produktivität wohl gerade darauf, daß sie es *nicht* kann. Medienwissenschaften, so wäre zu vermuten, sind solange produktiv, solange sie *nicht* verabschieden, was ein Medium ist [Engell 2006]. Medienwissenschaften sind zwar systematisch, aber nicht einheitlich und explizit. Möglicherweise sind sie eine »rhapsodische Wissenschaft«, deren Erkenntnisse sich nicht zu einem System fügen und deren implizite Logik sich weniger aus den *Sachen*, vielmehr aus einer bestimmten *Diskursstrategie* heraus erschließt.

Dies wird im Zuge ihrer Institutionalisierung verständlicherweise problematisch. Wer Medienwissenschaft studiert, möchte wissen, was er oder sie lesen soll. Wer einen Studiengang »Medienwissenschaft« bezahlt, möchte wissen, was die Studierenden nachher können. Daher sind seit den späten 90er Jahren zahlreiche Einführungen in »die« Medienwissenschaft (bezeichnenderweise im Singular) veröffentlicht worden, die disziplinierend und kanonisierend wirken sollen, aber zumeist nicht anders verfahren konnten als verschiedene Ansätze, Gegenstandsbereiche oder Schulen nebeneinander zu stellen. In unserem eigenen Versuch [Pias 1999] haben wir uns bemüht, diesem Dilemma historisch-epistemologisch zu entkommen, indem wir Texte versammelt haben, die kein Medium und keinen Medienbegriff voraussetzen, sondern die Frage nach Medien erst auf unterschiedliche Weise konstituieren. Es handelt sich also um den Versuch, exemplarisch zu beobachten, wie etwas zu einer bestimmten Zeit und innerhalb einer bestimmten Problemlage erst zum Medium wird.

Ein Beispiel wäre der Computer, dessen Thematisierung sich vom epistemischen Ding (frühe kybernetische Phase) zum technischen Ding (60er Jahre) und dann zum »Medium« wandelte. Als »Medium« interessieren am Computer weniger die anthropologischen Kränkungen eines »Elektronengehirns« oder die zivilen und militärischen Einsatzmöglichkeiten als Kalkulator, sondern die kulturellen oder diskursiven Bedingungen, die er zugleich schafft und verkörpert. Ein solches Medien-Werden hat unterschiedliche historische und gesellschaftliche Bedingungen und vollzieht sich asynchron:

In den USA hatten die Protagonisten der Personal Computing-Bewegung wie Ted Nelson oder Lee Felsenstein, Alan Kay oder Nicholas Negroponte um 1970 die Schriften Marshall McLuhans gelesen, der wiederum Norbert Wiener gelesen hatte, und erkannten plötzlich, daß sie es bei Computern mit Medien zu tun haben. Dazu war nicht einmal nötig, daß McLuhan sich besonders intensiv mit Computern (oder »Elektronengehirnen«) beschäftigt hatte, sondern nur, daß er Konzepte lieferte, mit denen die Funktion von Medien gedacht werden konnten [Pias 2007]. In Deutschland hatte man zwar auch McLuhan gelesen (ihn »verschlungen wie Marx und Mao«, wie sich Friedrich Knilli, 1971 der erste Professor für Medienwissenschaft in Deutschland, erinnert), ihn aber nicht im Zusammenhang mit Computern thematisiert. Genausowenig wie die Arbeiten der Max Bense'schen Schule der Informationsästhetik, die sich um 1970 in Semiotik transformierte. »Computer als Medium« wurde daher in Deutschland erst in den mittleren 80er Jahren zum Thema, und d.h. zu einer Zeit, als der PC nicht mehr kulturell und technisch erfunden werden mußte, sondern schon auf den Schreibtischen stand. Universitäre Medienwissenschaft begann hingegen um 1970 erst einmal als Film- und Fernsehwissenschaft auf der medientechnischen Basis des Videorecorders [Zielinski 1985], der Film als Gegenstand im Seminarraum bearbeitbar (d.h. zeigbar und zitierbar) werden ließ, und das heißt als »Videorecorder-Wissenschaft«.

Obwohl sich noch viele andere Beispiele dieser Art nennen ließen, halten wir fest: Es gibt keine Medien in einem substanziellen und historisch stabilen Sinn. Medien sind nicht einfach auf Apparate, Praxen, Institutionen oder Repräsentationsformen reduzierbar. Wir haben es vielmehr mit einem historischen Prozeß zu tun, mit einem »Medien-Werden« (wie Joseph Vogl es deleuzianisch genannt hat), innerhalb dessen ein heterogener Verbund von Apparaten, Praxen, Institutionen oder Repräsentationsformen mediale Funktionen entfaltet. Dieses Medien-Werden ist in seiner historischen Kontingenz nicht präjudizierbar, wohl aber in seinen epistemischen Wirkungen erforschbar. [Hagen 2007]

2. Medienwissenschaft ist keine Disziplin

Ebenso problematisch wie der Gegenstandsbereich der Medienwissenschaften ist ihr disziplinärer Ort. Wenn man davon ausgeht, daß Medien auch das sind, was immer zwischen den Wissenschaften und ihren Gegenständen liegt, was diese Gegenstände konstituiert, konfiguriert und dabei selbst un-

wahrnehmbar wird, dann adressiert die Frage nach Medien ein erkenntnis-kritisches Problem – und zwar nicht an einem einzigen disziplinären Ort, sondern an mehreren zugleich. Sie gibt kein Problemlösungsversprechen, sondern ist ein Problematisierungsverfahren eben jener Repräsentationsweisen, Praxen, Apparate und Institutionen von Wissenschaft *innerhalb* ihrer jeweiligen Disziplin. Darin ist sie etwa der Dekonstruktion oder der feministischen Theorie ähnlich, die nur in einem immer schon laufenden wissenschaftlichen Diskurs funktionieren und sich zu diesem (wohlgemerkt: im besten und produktivsten Sinne) parasitär verhalten. Medienwissenschaft ist der Zaungast verschiedener Wissenschaften: Sie hält sich am Rande auf (von wo aus man eine andere Perspektive gewinnt) und hat ein Bein immer schon außerhalb des Territoriums. Sie formuliert Fragen, die im besten Fall an die Grundbegriffe und Betriebsblindheiten der jeweiligen Wissenschaften rühren, die (nach Heideggers Beobachtung) aufhören zu denken, sobald sie funktionieren. Trotzdem beansprucht sie kein Außen und keinen erhöhten Status als Meta-Wissenschaft. Insofern taugt sie als immanentes »Renovierungsunternehmen« [Münker 2003, 10] der Wissenschaften, und zwar zunächst einmal der Geisteswissenschaften.

Nimmt man dieses Argument nun ernst, so hat es einige Konsequenzen. Eine davon wäre, daß Medienwissenschaft keine Disziplin, sondern eine bestimmte *Fragestellung* ist, die in verschiedenen Disziplinen auftauchen kann. Es gäbe demnach z.B. eine literaturwissenschaftliche Frage nach Medien, eine kunstgeschichtliche Frage nach Medien, eine medizinische Frage nach Medien, eine informatische Frage nach Medien usw., die aber zunächst nur *aus* der Literaturwissenschaft, *aus* der Kunstgeschichte, *aus* der Medizin oder *aus* Informatik *heraus* gestellt werden kann. Das sollte auch deshalb schon erwartet werden, weil diese Frage ein (historisches und methodisches) Verständnis eben jener Repräsentationsweisen, Praxen, Apparate und Institutionen der jeweiligen Disziplinen voraussetzt, deren Wissen und Funktionieren hinsichtlich seiner Medialität thematisiert werden soll. Medienwissenschaft kann und darf das Niveau jener Diskurse, deren mediale Konstituiertheit sie problematisiert, nicht unterschreiten. Die Bildwissenschaften beispielsweise, die sich seit dem »iconic turn« (oder europäischer: dem »pictorial turn«) akademisch institutionalisieren, verkörpern diese Frage nach Medien für die Kunstgeschichte. Die Fachgruppe »Computer as Medium« der deutschen *Gesellschaft für Informatik* verkörpert sie innerhalb der Informatik. In beiden Fällen ist die Bewegung eine *taktische*, d.h. in Sichtweite disziplinärer Routinen und epistemischer Voraussetzungen, die im Blick bleiben obwohl man sich von ihnen distanziert. Die Optionen auf Interdisziplinarität werden jedoch dadurch erheblich erhöht, daß und inso-

fern die *Form der Frage* kompatibel ist.

Ein historisches Beispiel, das der Situation der Medienwissenschaft vielleicht vergleichbar ist, gibt die Kybernetik der 50er und 60er Jahre. Das Interessante an der Kybernetik ist, daß sie weniger eine Disziplin, als vielmehr eine *Epistemologie* darstellt. Weder ist sie selbst eine klassische Disziplin mit eingeschränktem Gegenstandsbereich oder gesicherten Methoden (denn zumindest eines davon braucht man), noch steht sie wirklich außerhalb der Disziplinen. Stattdessen wird sie *in ihnen wirksam*. Über Konzepte wie »Information«, »Feedback« oder »Cyborg« brachte sie ganz unterschiedliche Disziplinen – und zwar *aus sich heraus* – dazu, ihr Wissen zu reformulieren, zu rekonzeptualisieren oder ihre grundlegenden Konzepte zu revidieren. Die Ökonomie (Tustin), die Anthropologie (Bateson/Mead), die Ökologie (Hutchinson) und viele andere Disziplinen gelangten im Zeichen einer kybernetischen Epistemologie zu einer kritischen und produktiven Revision ihrer Grundlagen. Interdisziplinarität kam dabei über ein gemeinsames Set von Modellen, Denkfiguren oder Fragen zustande, das sich aber immer in Bezug auf das Wissen der Einzelwissenschaften erweisen mußte. Die Kybernetik selbst war jedoch mit diesem Konzept nicht fähig, den Sprung in die Institutionalisierung als akademische Disziplin zu vollziehen – ganz anders (und das ist nun das Erstaunliche) als die Medienwissenschaften.

Anscheinend waren weder der undefinierbare Gegenstandsbereich noch die methodische Grundlagenkritik der Disziplinen ein Hindernis für ihren Erfolg *als* Disziplin. Medienwissenschaft statuiert sich gewissermaßen, indem sie kein Standbein behält. Daß damit etwas zur Disziplin wird, das nicht Disziplin sein kann, macht derzeit die problematische (wenn nicht paradoxe) Situation der frisch etablierten Medienwissenschaft aus. In dem Maße nämlich, in dem sie ihre verschiedenen disziplinären Wurzeln abschneidet und selbst Wurzeln schlägt, verliert sie ihre bewegliche und parasitäre Produktivität. Sie verliert den Gegenstand ihrer Kritik, sobald sie sich selbst als autonom behauptet. Und sie ist gezwungen, einen Kanon an Methoden und Gegenständen auszubilden, obwohl dies ihrer Logik doch zutiefst widerstreben müßte. Studierende, die vom ersten Tag an Medientheorie studieren und dann ihre Dozenten fragen, ob sie nicht lieber erst einmal Philosophie oder Kunstgeschichte oder Informatik lernen sollten, sind gar nicht irritiert, sondern haben die Lage klar erkannt. Die logische Folge der Institutionalisierung eines dissidenten Ansatzes lautet, sich gegen diesen wiederum dissident zu verhalten. Wer mit Medienwissenschaft akademisch sozialisiert wird und sie ernst nimmt, findet sich notwendigerweise in der Rolle wieder, klassische Disziplinen zu fordern oder die Medienwissenschaften selbst zu problematisieren. Dauerreflexion ist (einem Wort Helmut Schelskys fol-

gend) schwerlich insitutionalisierbar [Schelsky 1965]. Deshalb bilden sich inzwischen seltsame Allianzen: Die, die's einmal ganz anders machen wollten, treffen sich mit denjenigen, die's immer schon besser wußten. Bourdieu hätte daran seine Freude.

3. Medienwissenschaft ist eine Wissenschaft

Daß Medienwissenschaft jedoch eine *Wissenschaft* ist, sollte aus mindestens zwei Gründen betont werden (denn es gibt ja auch Studierende, die berechtigterweise fragen, warum wir sie nicht zum Fernsehen bringen). Zum einen standen die Gründungen medienwissenschaftlicher Studiengänge, Institute oder gar Fakultäten in den 1990er Jahren unter der Prämisse der Gegenwartsbezogenheit. Der wirtschaftliche Aufschwung »Neuer Medien« machte es wissenschaftsstrategisch ratsam, jenes »Jetzt« der Medien zu betonen, durch das sie sich als politisch förderungswürdig ausweisen sollten. Das hat die Vermutung genährt, daß Medienwissenschaft eine berufsqualifizierende Angelegenheit sein könnte, eine Ausbildung, die Arbeitsplätze schafft, und man hat sich angesichts der Vorschußlorbeeren selten ernsthaft bemüht, diese Unterstellung zu dementieren.

Inzwischen ist allerdings klargeworden, daß es sich auch bei Medienwissenschaften um eine Wissenschaft handelt, die genauso viel oder wenig eine Berufsausbildung ist wie jede andere (Geistes)Wissenschaft auch. Damit steht sie historisch nicht allein. Die Anglistik entstand im 19. Jahrhundert aus dem schlichten Grund, daß England immer »wichtiger« wurde, und das heißt, sie war der Kontingenz dominanter politischer und ökonomischer Interessen ausgeliefert. [LiLi 2003] In den ersten Jahrzehnten war somit nicht eigentlich klar, was der Gegenstand von Anglistik sei (Philologie, Übersetzungen, Landeskunde, Literaturinterpretation usw.), aber ihr Bestand war schon allein aufgrund ihrer Gegenwartsbezogenheit gesichert.

Zweitens muß die Wissenschaftlichkeit der Medienwissenschaften verteidigt werden, gerade *weil* sie als Disziplin so problematisch ist. Eine Disziplin erfordert (wie Wolfgang Coy zusammenfaßte) Lehre, Forschung und flächendeckende Organisation. Die Organisation der Medienwissenschaften ist noch unklar. Es gibt zwar Räume, Stellen und Geld, aber die unterschiedlichen Ansätze aus Germanistik, Philosophie, Soziologie, Ökonomie, Jura, Technikwissenschaften und kleineren Einheiten wie Film-, Theater- und Bibliothekswissenschaft ergeben zusammengefaßt erst einmal nur eine Ansammlung von Spezialisierungen. Deshalb gibt es beispielsweise auch so

gut wie keine allgemein anerkannten Zeitschriften für Medienwissenschaft.³ Entsprechend disparat ist die Lehre. Insbesondere die jüngste Studienreform hin zu BA- und MA-Abschlüssen hat leider viele produktive Differenzen getilgt und spannende Reibungsflächen nominell geglättet. Deshalb ist es nicht die Ausnahme, sondern inzwischen der Regelfall, daß jemand am Ort A »Medienwissenschaft« studiert und dabei nur mit quantitativ-sozialwissenschaftlichen Methoden in Berührung kommt, an den Ort B wechselt, wo »Medienwissenschaft« unter strikt technikhistorischer Perspektive betrieben wird, oder am Ort C auf eine »Medienwissenschaft« stößt, die sich an den angelsächsischen *cultural studies* orientiert. Was auf dem Papier das Gleiche ist und neuerdings überall mit »Medien-« anfängt, erweist sich vor Ort als vollständig unverträglich. Das ist alles andere als ein Nachteil und sollte darum nicht geleugnet, sondern forciert werden – denn warum sollte man den Studienort noch wechseln, wenn es überall das Gleiche zu hören gibt?

Demgegenüber gilt es aber auch festzuhalten, daß die medienwissenschaftliche Forschung enorm produktiv ist und sich auf einem hohen Niveau von Originalität bewegt. Das hat – so müßte man konsequenterweise vermuten – auch damit zu tun, daß diejenigen, die sich im publikationsfähigen akademischen Alter befinden, allesamt noch nicht Medienwissenschaft studiert haben oder zumindest noch in erheblichem Maße mitbestimmen konnten, was unter Medienwissenschaft zu verstehen sei. Als Wissenschaft jedenfalls wird die Medienwissenschaft in den nächsten Jahren beweisen müssen, ob sie nicht bloß exemplarisch darauf verweisen kann, wofür die klassischen Disziplinen blind waren, sondern ob sie sich auch kontinuierlich auf diesem Reflexionsniveau bewegen kann.

4. Medienwissenschaftler hätten Medienwissenschaft nicht erfinden können

Es ist kein Ursprungsdenken, sondern nur eine banale historische Beobachtung, daß diejenigen, die konzeptuell und durch ihre Forschungsansätze entworfen haben, was Medienwissenschaft sein könnte, nicht aus der Medienwissenschaft kamen und kommen konnten. Das gilt für den Literaturwissenschaftler Marshall McLuhan ebenso wie für die Historikerin Elizabeth Eisenstein oder den Germanisten Friedrich Kittler. Es sind technische Umbrüche, gesellschaftliche Veränderungen oder epistemologische Reflexionen innerhalb bestimmter Wissensgebiete, die anregen, Medien zu denken. Auch dies erhellt in gewisser Weise die Widersprüche der Institutionalisierung von Medienwissenschaft. Die Medienfrage setzte, zumindest historisch, voraus, daß sie etwas thematisiert, das bislang nicht innerhalb einer Wissenschaft thematisierbar war, sehr wohl aber den »Bias« [Innis 1964] ihres Wissens mitbestimmte; und sie thematisiert zugleich, warum es nicht thematisierbar werden konnte. So romantisch kann es vermutlich nicht ewig weitergehen, obwohl immer noch zu beobachten ist, unter welchem enormen Beschleunigungsdruck Medienwissenschaften gerade durch diese Dynamik der epistemologischen Selbstreflexion stehen.

Die bescheidene Einsicht, die man dieser Beobachtung abgewinnen kann, lautet, daß wenn man sich der Medienfrage zuwendet, man die Standards der Disziplin, in der man sie stellt, nicht unterlaufen sollte. Im Gegenteil: man muß sie gut kennen, sie thematisieren und gerade noch eins draufsetzen, d.h. man muß drin und zugleich draußen sein, damit ein Mehrwert an Erkenntnis und Kritikfähigkeit entsteht. Das bleibt, schon aus quantitativen Grenzen, gelegentlich auf der Strecke. Einen sich »Medienhistoriker« nennenden Doktoranden, der glaubt, Deutschland um 1900 sei »absolutistisch« werden Historiker nicht ernst nehmen (und zwar mit gutem Grund), auch wenn er ansonsten Fragen aufwerfen mag, die es sehr ernst zu nehmen gälte. Ähnliches gilt für Bildwissenschaftler ohne kunsthistorische Grundkenntnisse (von technischen ganz zu schweigen) oder Medienphilosophen, die bspw. die Klassiker der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie oder der Technik- und Sprachphilosophie nicht mehr lesen. Selbstredend bleibt jedoch eine Disziplin, die medienwissenschaftlicher Kritik ausgesetzt ist, nicht dieselbe. Wir sind also wieder an jenem paradoxen Punkt, daß man Disziplinarität schützt und zugleich problematisiert, reserviert und zugleich erweitert, voraussetzt und zugleich dekonstruiert. Deshalb ist es alles andere als abwegig, die Medienfrage auf das post-BA-Studium zu vertagen oder lediglich

begleitend einzuführen, auch wenn dies möglicherweise finanzielle Einbußen zur Folge hat.

5. Medienwissenschaft ist nicht gleich Medienwissenschaft

Was als »Medienwissenschaft« disziplinär zusammengeschlossen wurde und wird, ist nicht nur systematisch und methodisch äußerst different, sondern auch von unterschiedlicher historischer Herkunft. Die diskursanalytisch und technisch orientierte Medienwissenschaft, wie sie am entschlossensten von Friedrich Kittler in den 1980er Jahren propagiert wurde, ist dabei nur einer der Bestandteile. Sie ist für die Gesamtheit der Medienwissenschaften jedoch keineswegs repräsentativ, sondern eher ein ambitioniertes Minderheitenprogramm. Ihr spezifischer Provokationsanreiz waren die Methoden, Begriffe und Vorstellungen der Germanistik, denen sie im Namen einer technischen Diskursanalyse der Medien (und assistiert von Heidegger-, Foucault- und Lacan-Lektüren) den »Geist« und die Hermeneutik auszutreiben suchte. [Winthrop 2005] Sprache (»Kittlerdeutsch«), Theoriegestus und ein bestimmtes Corpus an dissidenten Lektüren sind dabei selbst (zumindest in einem gewissen Ausmaß) schulbildend geworden.

Für die Medienwissenschaft als Institution spielen allerdings andere und ältere Bewegungen eine nicht minder bedeutsame Rolle. Die eine ist die Publizistik, die während des ersten Weltkriegs als Abspaltung aus der Wirtschaftswissenschaft entstand. Sie trat zunächst als »Zeitungswissenschaft« auf – ein Fach, das sich in der NS-Zeit kompromittiert hatte und keinen unbelasteten Nachwuchs hervorbrachte [Meyen/Löblich 2006, 64]. In den 50er Jahren in »Publizistikwissenschaft« umbenannt, institutionalisierte sie sich nach einer sozialwissenschaftlichen Wende in den 60er-Jahren als »Publizistik- und Kommunikationswissenschaft«. Aus berufspragmatischen Gründen waren und sind ihre Methoden empirisch-sozialwissenschaftlich, und nicht zuletzt aus politischen Gründen feierte sie (zumindest seit dem Aufstieg der Demoskopie) erhebliche Erfolge. Denn für die Bewältigung des Nationalsozialismus (in den sie selbst tief verstrickt war) kam ihr die Rolle zu, Schuld auf die Medien zu verschieben. Der Nachweis, daß Medien uns bis zur Unmündigkeit manipulieren, war ein wesentlicher Bestandteil einer Entschuldungsstrategie, deren Folgen noch heute spürbar sind. Umgekehrt zeigte sich nämlich, daß wenn man »den Medien« (gemeint sind immer klassische Massenmedien) eine derartige Kompetenz zuspielt, man auch mit »Medienberatung« einiges Geld verdienen kann. Wenn Medien so

mächtig sind, ist guter Rat teuer und gefragt. Insofern hatte die Kommunikationswissenschaft bald ein methodisch gesichertes Forschungsterrain, eine finanziell gesicherte universitäre und außerakademische Position und eine gesicherte öffentliche Präsenz vorzuweisen.

Die andere Bewegung ist die (wesentlich jüngere) Film- und Fernsehwissenschaft, die sich in den späten 1960ern universitär zu entfalten begann. Sie resultierte nicht zuletzt aus einer Krise des Gegenstandsverständnisses von Wissenschaft im Zuge der Durcharbeitung der NS-Germanistik. In der Kopplung von Ästhetik, Technik und Ideologiekritik, aber auch im Hinblick auf medienpraktische Arbeit entdeckt sie das Politische des Alltags und des Popkultur und erhob bislang minderreputierte Phänomene in den Rang ernstzunehmender wissenschaftlicher Gegenstände (Heiratsanzeigen, Flugblätter, Italo-Western, Pornos, Fernsehserien usw.). Ihre Methoden waren jedoch dezidiert nicht empirisch-sozialwissenschaftlich, sondern zumeist hermeneutisch-werkorientiert oder philologisch und haben sich im Lauf der Zeit zu großer Vielfalt entwickelt. Auch von den Film- und Fernsehwissenschaften wird man daher sagen können, daß sie im Lauf der Zeit einen bestimmten Kanon von Gegenständen und Methoden ausbilden konnten und sich (zwar nicht als »big science«, aber doch auf eine klassische Weise) als Disziplin etablieren konnten.

Man muß sich also zumindest einmal fragen, was es bedeutet, wenn diese verschiedenen Dinge (unter welchem Druck auch immer) inzwischen allesamt unter »Medien« rubriziert werden und damit produktive Differenzen flächendeckend ausgelöscht werden – zumindest nominell. Dabei handelt es sich auch (aber nicht allein) um einen politischen Irrtum unter finanziellem Kürzungsdruck.

* * *

Auf die drei Begriffe des Titels zurückkommend läßt sich vielleicht sagen, daß *Medienwissenschaft* der reichlich problematische (wenn nicht paradoxe) Status und Name einer akademischen Disziplin ist. *Medientheorie* ist dagegen eher ein Geschehen, das sich (wenngleich erst in jüngster Vergangenheit unter diesem Titel) in der Geschichte häufig ereignet hat (von der oft zitierten platonischen Schriftkritik über christliche Offenbarungslehren oder Äthertheorien, von Malerei über Film bis hin zu wissenschaftlichen Experimentalanordnungen usw.). Medientheorie muß also nicht unbedingt (in unserem modernen) Verständnis wissenschaftsförmig sein, sie muß nicht an Universitäten stattfinden und muß sich auch nicht in Büchern und Aufsätzen niederschlagen. Daher ist sie auch nicht an eine akademische Medienwis-

senschaft gebunden, kann aber sehr wohl deren bevorzugter Gegenstand im Rahmen einer historisch-epistemologischen Betrachtung werden (etwa innerhalb der Mediengeschichte oder einer medial orientierten Wissenschaftsforschung). Dieses Verständnis von Medientheorie als einem Nachdenken über Medialität vor oder jenseits universitärer Medienwissenschaft unterscheidet sich (nebenbei bemerkt) grundlegend von der weitverbreiteten Auffassung soziologischer Medienforschung, die unter Medientheorie die methodische Systematisierung von Forschungsabläufen versteht. Dies ist der Motor vieler Mißverständnisse zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften.

Medienphilosophie wäre nach dem bisher Gesagten wohl der Diskursbereich, der auf eine spezifische, nämlich auf eine philosophische Weise (und aus der Philosophie herkommend), die Medienfrage stellt, wie das in unterschiedlicher Weise beispielsweise Herbert Hrachovec, Frank Hartmann, Dieter Mersch, Mike Sandbothe oder Joachim Vogel (aus verschiedenen philosophischen Richtungen wie analytischer Philosophie, Pragmatismus oder Ästhetik herkommend) getan haben. Gleichwohl könnte man aber auch sagen, daß die Frage nach der Medialität von Wissen und Erkennen eine im Kern schon philosophische Frage ist, wodurch die Medienphilosophie ein ausgezeichneter Ort des Nachdenkens über Medien (unter vielen anderen) wäre. Das heißt natürlich noch lange nicht, daß die universitäre Philosophie die Medien-Frage auch im hier vorgeschlagenen Sinne stellt. Im Gegenteil ist philosophische Erkenntnistheorie oft alles andere als Medienphilosophie. Vertraut man einer aktuellen Einführung, so ist Erkenntnistheorie die »systematische Analyse und Erläuterung der das Erkennen und Wissen betreffenden *Begriffe*« [Schnädelbach 2002, 28] Ähnliches gilt für die Ethik, die jene medientechnischen Veränderungen, die bestimmte ethische Fragen erst aufwerfen und auf eine spezifische Weise konfigurieren, allzu oft mit wenig Aufmerksamkeit und Sachverstand behandelt. Und Ähnliches wird man auch von der politischen Philosophie oder der Wissenschaftstheorie sagen können – von einigen Ausnahmen abgesehen. Wider den Primat des Begriffs müßte eine Medienphilosophie aber jenen Verbund von Ästhetiken, Praxen, Apparaten und Institutionen berücksichtigen, der auf historisch kontingente Weise zu denken und zu erkennen gibt und damit auch jene Begriffe mitbestimmt, die gerne für »rein« philosophische genommen werden. Dies bedeutet weder, philosophische Fragen in technische oder historische aufzulösen, noch bedeutet es, daß Philosophie in der Lage wäre, andere Wissenschaften erkenntniskritisch zu belehren, noch impliziert es, daß man die Ansprüche der philosophierenden Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts wiederholt. Es heißt nur, daß die Philosophie sich der historischen, (kultur)technischen und materiellen Aspekte von Medialität annehmen kann, ohne dabei auf spe-

zifisch philosophische Standards verzichten zu müssen und ohne philosophische Fragen verlieren zu müssen.

Endnoten

- ¹ Vgl. <http://www.medienstudienfuehrer.de> und <http://www.medienhochschulkompass.de/> (gesehen 07/ 2007).
- ² Gemeint ist damit »kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft« in Abgrenzung zu »sozialwissenschaftlicher Kommunikationswissenschaft« und »Medientechnologie« (WR 2007, 7f.). Der im deutschsprachigen Raum wenig diskutierte Ansatz einer »Mediologie« wird nur einmal am Rande erwähnt [vgl. Hartmann 2003].
- ³ Ausgenommen vielleicht die 1984 gegründete Zeitschrift *Medienwissenschaft* (<http://www.staff.uni-marburg.de/~medrez/index.html>), deren Schwerpunkt lange Zeit film- und fernsehwissenschaftlich war.

Literatur

- [Engell 2006] Lorenz Engell, »Nach der Zeit«, Vortrag am Institut für Philosophie, Universität Wien, 13. Dezember 2006 (Audiostream unter: <http://homepage.univie.ac.at/claus.pias/aktuell/WasWarenMedien/WasWarenMedien.html>)
- [GfM 2007] Harro Segeberg, »Stellungnahme der GfM«, in: *Medienwissenschaft. Mitteilungen der Gesellschaft für Medienwissenschaft e.V.*, Hamburg 2007, S. 20-22.
- [Hagen 2007] Wolfgang Hagen, »Wie ist eine eigentlich so zu nennende Medienwissenschaft möglich?«, Vortrag am Institut für Philosophie, Universität Wien, 6. Juni 2006 (Audiostream unter: <http://homepage.univie.ac.at/claus.pias/aktuell/WasWarenMedien/WasWarenMedien.html>)
- [Hartmann 2003] Frank Hartmann, *Mediologie. Ansätze einer Medientheorie der Kulturwissenschaften*, Wien 2003
- [Innis 1964] Harold Adams Innis, *The Bias of Communication*, Toronto 1964
- [LiLi 2003] »Konzeptionen der Medienwissenschaften«, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, Heft 132 (2003) und 133 (2004)
- [Meyen/Löblich 2006] Michael Meyen/Maria Löblich, *Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland*, Konstanz 2006
- [Münker 2003] Stefan Münker/Alexander Roesler/Mike Sandbothe (Hrsg.), *Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs*, Frankfurt a.M. 2003
- [Pias 1999] Claus Pias/Lorenz Engell/Joseph Vogl, *Kursbuch Medienkultur. Die maß-*

- geblichen Texte von Brecht bis Baudrillard*, Stuttgart 1999 (5. Aufl. 2005)
- [Pias 2007] Claus Pias, »Asynchron. Einige historische Begegnungen zwischen Informatik und Medienwissenschaft«, in: *Informatik-Spektrum*, 30/6 (2007)
- [Schelsky 1965] Helmut Schelsky, »Ist Dauerreflexion institutionalisierbar?«, in: ders., *Auf der Suche nach Wirklichkeit*, Düsseldorf 1965, S. 250-275
- [Schnädelbach 2002] Herbert Schnädelbach, *Erkenntnistheorie zur Einführung*, Hamburg 2002
- [WR 2007] Wissenschaftsrat, *Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaften in Deutschland*, Oldenburg 25. Mai 2007
- [Winthrop 2005] Geoffrey Winthrop-Young, *Friedrich Kittler zur Einführung*, Hamburg 2005
- [Zielinski 1985] Siegfried Zielinski, *Zur Geschichte des Videorecorders*, Berlin 1985